

Reflexive Sportwissenschaft

Volker Schürmann

Grundlagen der Sportphilosophie

Band 8

lehmanns 
media

Herausgeber der Reihe *Reflexive Sportwissenschaft*

Prof. Dr. Thomas Alkemeyer

Universität Oldenburg – Institut für Sportwissenschaft

Prof. Dr. Jörg Bietz

Philipps-Universität Marburg – Institut für Sportwissenschaft und Motologie

Prof. Dr. Franz Bockrath

Technische Universität Darmstadt – Institut für Sportwissenschaft

Prof. Dr. Swen Körner

Deutsche Sporthochschule Köln – Institut für Pädagogik und Philosophie, Abt. Pädagogik

Prof. Dr. Volker Schürmann

Deutsche Sporthochschule Köln – Institut für Pädagogik und Philosophie, Abt. Philosophie

Volker Schürmann

Grundlagen der Sportphilosophie

Reihe:
Reflexive Sportwissenschaft
Band 8

Berlin 2018

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Informationen sind im Internet unter <<http://www.dnb.de>> abrufbar.

Volker Schürmann
Grundlagen der Sportphilosophie
Reihe: Reflexive Sportwissenschaft (Band 8)

© 2018, Nachdruck 2020
Lehmanns Media • Verlag
Helmholtzstraße 2-9 • 10587 Berlin

www.lehmanns.de

ISBN: 978-3-86541-966-8

Druck und Bindung: Totem • Inowrocław • Polen

Inhaltsverzeichnis

Editorial der Buchreihe	VIII
Öffnender Rahmen	IX
Vorwort.....	XI
1 Was ist Sportphilosophie?.....	1
1.1 Ein Auftakt: Sport als Leibesübungen.....	1
1.2 Zur Einstimmung: Kernzitate	4
1.3 Das Programm.....	5
1.4 Ein Beispiel	11
1.5 Sportphilosophie – Eine Ortsbestimmung.....	15
2 Was sind Grundannahmen?.....	19
2.1 Was ist generisches Wissen?	19
2.2 Was sind kategoriale Grenzen?.....	31
2.3 Was sind Evokationen?	34
2.4 Was ist Anschauung?.....	36
2.5 Grundannahmen – ein Vorbegriff.....	38
2.6 Reflexion: Wozu die Reflexion von Grundannahmen gut ist.....	42
3 Grundverständnisse der Sportphilosophie.....	45
3.1 Die Anfänge: Anwendung der Philosophie auf Themen des Sports	45
3.2 Sportphilosophen als Spezialisten für das Allgemeine	47
3.3 Kulturanthropologie des Sports.....	50
3.4 Der Sport und das Normative.....	53
3.5 Sportphilosophie als Wissenschaftstheorie.....	60
3.6 Sport und die Entwicklung der sozialistischen Persönlichkeit.....	64
3.7 Sportphilosophie als reflexive Sportwissenschaft.....	67
3.8 Phänomenologie des Leibes und der Bewegung	70
3.9 Sportwissenschaft als Semiotik.....	73
3.10 Sport als soziale Inszenierung.....	75
3.11 Sportphilosophie als Kritik des Sports	82
3.12 Was am Sport gefällt – eine Ästhetik des Sports.....	87
4 Zwischenbilanz: Sportphilosophie als rhetorische Semiotik	91
5 Was sind Konzepte?.....	93
5.1 Konzepte als Korrelat einer Hermeneutik.....	93
5.2 Was ist ein Konzept?	94
5.3 Beispiele für zugrunde liegende Konzepte.....	95
5.4 Kulturelle Tatsachen und Zeichen – Kulturwissenschaft und Semiotik.....	100

5.5	Der Anschluss an Clifford Geertz	103
5.6	Reflexion: Die praktische Relevanz von Konzepten.....	109
6	Körper-Konzepte.....	113
6.1	Sporttreiben als reflexiv-körperliche Bewegungsform	113
6.2	Differenzen im Körper-Konzept: Natur vs. Technik.....	114
6.3	Person vs. Mensch	116
6.4	Körper und Selbst.....	116
6.5	Körper und Leib.....	118
6.6	Soma und Person	120
6.7	Körper-haben und Körper-sein	123
6.8	Am Beispiel von Lachen und Weinen	126
6.9	Am Beispiel von Training und Wettkampf.....	129
6.10	Körpertechnologisierung	130
6.11	Reflexion: Die normative Dimension von Körper-Konzepten	133
7	Kategoriale Grenzen: Sportwissenschaft und Hermeneutik.....	139
7.1	Menschliche Bewegungen als Bewegungsverläufe.....	140
7.2	Menschliche Bewegungen als kulturelle Tatsachen.....	143
7.3	Reflexion: Wir – Ich – Er	147
7.4	Ein Minimum an Saussure – Sinn ist Sinnunterscheidung	148
7.5	Sinnunterscheidung bei Luhmann	155
7.5.1	Unterscheidungen, systemtheoretisch – der Gewinn.....	157
7.5.2	Umstellung auf Dreigliedrigkeit: Form und Medium.....	159
7.5.3	Zeitlichkeit und Gleichzeitigkeit.....	162
7.6	Reflexion: Bewegungskulturen, diakritisch konzipiert	166
8	Philosophie der Erfahrung – in der Moderne.....	169
8.1	Philosophie der Erfahrung – in der Moderne.....	169
8.2	Gesellschaftstheoretische Formatiertheit	170
8.3	Moderne Erfahrung.....	171
8.4	Moderne Erfahrung und kategoriale Grenzen	174
8.5	Erfahrung der Moderne: Metaphysik als Erfahrungswissenschaft	175
8.6	Kategoriale Dimensionen und Typen des Erfahrens	182
8.7	Erfahrung als streitbare Sinnlichkeit.....	185
8.8	Erfahrung als geweckte Reflexion.....	187
9	Bewegungs-Konzepte.....	191
9.1	Was das (nicht) meint.....	191
9.2	Grundsatzfragen mit praktischen Konsequenzen.....	193
9.3	Bewegungskonzepte in der Sportwissenschaft.....	198
9.4	Konsequenz: Bewegungskulturen.....	205
9.5	Bewegung und Bildung	209
9.6	Reflexion: Personales Tun	211

10 Der Sport und das Politische.....	215
10.1 Umkämpfte Bedeutungsräume: Politische Philosophie statt Ethik.....	215
10.2 Naturalistischer Fehlschluss und Situiertheit.....	218
10.3 Der politische Gehalt des Olympischen Sports.....	221
10.4 Republikanisches Wir-über-Uns.....	223
11 Sport-Konzepte.....	227
11.1 Vorschlag zur Methodologie: Das Prototypen-Modell.....	228
11.2 Sport und Fairness.....	230
11.3 Sportliche Fairness als Prototyp republikanischer Normativität.....	235
12 Resümee: Sport als Präsenzkultur.....	241
Literatur.....	245
Siglen.....	245
Zitierte Literatur.....	245
Basisliteratur Sportphilosophie (Auswahl).....	263
Anhang.....	267
Vorwort von Ommo Grupe [Entwurf, 2007].....	267
Personenregister.....	271

Editorial der Buchreihe

Die Reihe *Reflexive Sportwissenschaft* bietet vorzugsweise jenen Denkrichtungen und Forschungsansätzen des Themenfeldes ›Sport‹ – ›Körper‹ – ›Bewegung‹ ein Forum, denen die praktische Wirksamkeit sportwissenschaftlicher Arbeit genauso zentral ist wie die Reflexion der theoretischen Grundlagen dieser Arbeit. Bevor man Theorie-Praxis-Gräben zu überbrücken sich anschickt, muss man zunächst wissen, wo sie denn verlaufen. Dabei wird mit Widerständigkeiten und Widersprüchlichkeiten zu rechnen sein, so dass immer auch das zur Sprache gebracht werden muss, was sich nicht sogleich unter logische Begriffe, einheitliche Beobachtungen und exakte Beschreibungen fassen lässt. Eine zentrale Aufgabe der Reihe ist folglich darin zu sehen, eben jene Ungereimtheiten, Ambivalenzen und Widersprüche, die in den Sachen selbst liegen, erscheinen zu lassen. Faktische Vieldeutigkeit ist als sachlicher Indikator ernst zu nehmen und nicht durch vorausgesetzte Forderung nach Eindeutigkeit wegzudefinieren.

Reflexion steht damit, in sich durchaus heterogen und disziplinübergreifend, für jene Form der Kritik, die sich als Grenzbestimmung des wissenschaftlichen Gegenstandes begreift. Gegen die Idee der *Anwendung* vorausgesetzter generalisierter Paradigmen, fester Konstitutionsmerkmale oder gar fragloser Menschenbilder zielt *Reflexive Sportwissenschaft* zum einen darauf ab, solche Vorverständnisse selber zu thematisieren, und zum anderen darauf, am Beispiel des Sports ein mögliches Verständnis für gegenwärtige soziale und kulturelle Entwicklungen zu erzeugen. Interdisziplinarität ist dafür nachdrücklich gewünscht; sie ist aber nichts Seinsollendes, sondern hat sich als konkrete Verträglichkeit oder Unverträglichkeit reflexiv herausgestellter Vorverständnisse zu zeigen und zu bewähren.

Öffnender Rahmen

»Man muß das weitverbreitete Vorurteil zerstören, die Philosophie sei etwas sehr Schwieriges aufgrund der Tatsache, daß sie die spezifische intellektuelle Tätigkeit einer bestimmten Kategorie von spezialisierten Wissenschaftlern oder professionellen und systematischen Philosophen ist. Man muß daher vorab zeigen, daß alle Menschen ›Philosophen‹ sind, indem man die Grenzen und die Wesenszüge dieser ›spontanen Philosophie‹ definiert, die ›jedermann‹ eigen ist, nämlich der Philosophie, die enthalten ist: 1. in der Sprache selbst, die ein Ensemble von bestimmten Bezeichnungen und Begriffen ist und nicht etwa nur von grammatikalisch inhaltsleeren Wörtern; 2. im Alltagsverstand und gesunden Menschenverstand; 3. in der Popularreligion und folglich auch im gesamten System von Glaubensinhalten, Aberglauben, Meinungen, Sicht- und Handlungsweisen, die sich in dem zeigen, was allgemein ›Folklore‹ genannt wird.«

(Antonio Gramsci [1932-33: § 12, S. 1375])

»Streng genommen gibt es kein ›ich denke‹, sondern nur ein ›wir denken‹. Nicht das ›ich denke‹ konstituiert das ›wir denken‹, sondern im Gegenteil macht es das ›wir denken‹ mir möglich, zu denken.«
(Paolo Freire [1970: 578])

»Jeder muss wissen, dass ich mit meinen Spielern spreche, aber nicht diskutiere. Sie müssen das dann akzeptieren.« (Pep Guardiola [zit. n. Süddeutsche Zeitung, 26./27.10.2013, S. 35])

Vorwort

Das Buch geht auf Vorlesungen und Seminare zu *Grundlagen der Sportphilosophie* zurück, die ich in der Zeit von 2001 bis 2009 an der Sportwissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig gehalten habe. Diese Lehrveranstaltungen einschließlich der seinerzeit erstellten Skripte sind in zeitlicher und sachlicher Nähe zu parallelen Vorlesungen und Seminaren zu *Grundlagen der Sportgeschichte* und zur Wissenschaftstheorie entstanden. Ich danke der Sportwissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig für den gewährten Freiraum, die Unterstützung und die in weiten Teilen kollegiale Atmosphäre. Insbesondere danke ich den damaligen Studierenden, die das alles aushalten mussten, für ihre zahllosen staunenden, irritierten und irritierenden, produktiv-kritischen, zustimmenden, begeisterten oder vorbehaltlos ablehnenden Rückmeldungen, die auf die eine oder andere Art unverzichtbare Anstöße für die Ausgestaltung meiner Lehre und Forschung bis hin zu dem nunmehr vorliegenden Buch waren. Nicht zuletzt gilt mein Dank Frau Margitta Löhnert und ihrem damaligen Team der Sportwissenschaftlichen Bibliothek der Universität Leipzig. Ohne diese Bibliothek und ohne die fraglose und vorbehaltlose Freundlichkeit ihrer Mitarbeiterinnen wäre Alles sehr viel schwieriger gewesen.

Seit 2009 habe ich in Forschung und Lehre an der Deutschen Sporthochschule Köln die schon in Leipzig vertretene Grundidee von Sportphilosophie als reflexiver Sportwissenschaft weiter verfolgt und entwickelt. Darüber hinaus ist es gelungen, den Ansatz einer reflexiven Sportwissenschaft in bescheidenem Maße zu institutionalisieren. So erschien jüngst das Heft 2017/1 der Zeitschrift *Sport und Gesellschaft* mit dem Themenschwerpunkt ›Inklusion, reflexiv‹; vor allem wurde in kollegialer Zusammenarbeit die Buchreihe *Reflexive Sportwissenschaft* ins Leben gerufen, in der nun auch dieser Band erscheint. Dabei gilt selbstverständlich, dass das hier nun ausführlich dargestellte Verständnis von Sportphilosophie als reflexiver Sportwissenschaft nur eines neben anderen Verständnissen sowohl im Hinblick auf *Reflexion* als auch im Hinblick auf *Sportwissenschaft* ist, das von den Herausgebern und von den Autor*innen dieser Buchreihe vertreten wird. Schon im programmatischen Eröffnungsband der Reihe ist das dokumentiert.

Das Buch versteht sich als Ausdruck lehrender Forschung und damit als Grenzgang von Lehrbuch und Grundlegung eines bestimmten Verständnisses von Sportphilosophie. Es beschränkt sich – man mag es bedauern oder als eigene Aufgabe begrüßen – allein auf die Sportphilosophie im deutschsprachigen Raum.

Eine Erläuterung zum Formalen: Ich bemühe mich, ausschließlich wörtliche Rede in doppelte Anführung zu setzen. Das sind in der Mehrheit der Fälle, wie üblich, Zitate mit entsprechenden Nachweisen. Aus systematischen Gründen aber – etwa wegen der Rolle der Lebenswelt und wegen der Rolle generischen Wissens – setze ich gelegentlich auch das in doppelte Anführung, »was man so sagt«, sei es in der Lebenswelt, sei es in den (Sport-)Wissenschaften. Den Volksmund kann man zitieren, aber nicht mit einem Zitatnachweis belegen. Ein dritter Fall liegt dort vor, wo

ich einen Begriff ausdrücklich terminologisch meine oder einführe. Selbstverständlich gibt es dann unklare Fälle, und selbstverständlich passieren dabei Fehler. Gleichwohl gibt es gute Gründe, wenn in diesem Buch ab und an Zitate ohne Nachweis dastehen, andererseits aber doppelte Anführung für Zitate in Zitaten, für Titel, für Hervorhebungen, für uneigentliche Rede verboten ist.

Eine Erläuterung zu den Gender-Sternchen: Das grammatische Geschlecht hat mit dem biologischen Geschlecht nichts zu tun. Insbesondere das generische Maskulinum steht häufig für Funktionsbezeichnungen, und deshalb ist der Kanzler der Bundesrepublik Deutschland grammatisch maskulin, ganz unabhängig davon, welches Geschlecht im Personalausweis der konkreten Person eingetragen ist, die dieses Amt ausfüllt. Peter Eisenberg hat uns zuletzt völlig zu Recht öffentlich dafür gerüffelt (in der FAZ v. 28.2.2018, S. 9), das offenbar nicht begreifen zu wollen. Man muss seine Diagnose sogar verschärfen: In der Regel sind es gerade diejenigen, die sich mit Herr Dekan oder Frau Dekanin anreden lassen wollen, die nicht in der Lage oder nicht bereit sind, ihre ureigenen persönlichen Interessen von den Aufgaben eines Amtes spürbar zu unterscheiden. Und dennoch bringt man die Welt nicht durch grammatische Sauberkeit wieder in Ordnung. All den vielen Schülerinnen, die im konkreten Schulalltag notorisch weder mitgemeint sind noch mitgesehen werden, wenn die Klasse als »Liebe Schüler« behandelt wird, kann es herzlich egal sein, wer da welche Grammatikregeln beherrscht oder nicht beherrscht. Deshalb in diesem Buch die *: Entgegen meiner grammatischen Einsicht in der Einsicht, dass es ein bemerkenswertes historisches Ereignis ist, als eine Frau unser Kanzler wurde.

Wie viele Bücher, so hat auch dieses seine Vorgeschichte. In der von Ommo Grupe (1930-2015) herausgegebenen Reihe *Sport und Sportunterricht* gibt es keinen Band zur Einführung in die Sportphilosophie. Das hätte sich beinahe geändert, denn im Jahre 2007/2008 gab es konkrete Pläne und konkrete erste Entwürfe für ein gemeinsames Buch von Gunnar Drexel, Elk Franke, Ommo Grupe und mir, das diese Lücke hätte füllen sollen. Aus unterschiedlichen Gründen haben wir dieses Projekt leider nicht gemeinsam zu einem Abschluss gebracht. Aber die damalige Zusammenarbeit ist in das vorliegende Buch eingeflossen. Das jetzige Kapitel 3 lag seinerzeit in einem ersten Entwurf bereits vor, und so mancher Kommentar seitens der Kollegen ist hier dankbar aufgegriffen.

Insbesondere gab es bereits, ganz gegen die übliche Pragmatik, einen Entwurf für ein gemeinsames Vorwort von Ommo Grupe. Diesen Entwurf hatten wir noch nicht miteinander diskutiert, und insofern ist er in dieser Fassung ein ureigener Auftakt von Ommo Grupe. Zu seiner Erinnerung und in dankbarer Verbundenheit sei dieses Vorwort in dieser wie auch immer vorläufigen Fassung in Absprache mit Gunnar Drexel hier im Anhang des Buches dokumentiert.

Köln, im Mai 2018

1 Was ist Sportphilosophie?

»Was ist Sportphilosophie?« ist selbstverständlich eine falsch gestellte Frage. Der empirische Befund ist eindeutig: Es gibt nicht *die* Sportphilosophie, sondern ganz unterschiedliche Konzepte von Sportphilosophie. Deshalb verfolgt dieses Buch drei miteinander verschachtelte Anliegen: Es will verschiedene Konzepte von Sportphilosophie herausstellen und gegeneinander abgrenzen; es will das diesem Buch selbst zugrundeliegende Konzept von Sportphilosophie herausstellen, begründen und an einigen Beispielen vorführen; es will damit konturieren, was diese verschiedenen Konzepte *als sportphilosophische* zusammenhält und sie, zum Beispiel, von sportsoziologischen oder sportpsychologischen Konzepten unterscheidet. Es muss also heißen: Was ist das Sportphilosophische an den Sportphilosophien?

Diese Frage verträgt schon gleich zu Beginn eine sehr grundsätzliche Antwort: Das Sportphilosophische an der Sportphilosophie ist primär einer spezifischen Art der Analyse von Sport und den Sportwissenschaften geschuldet, nicht dem Sport oder den *Sportwissenschaften* rein als solchen. Es ist methodologisch, nicht aber direkt-gegenständlich, auszuweisen, was eine philosophische Analyse von Sport und den Sportwissenschaften im Unterschied zu einer soziologischen, biologischen, psychologischen, historischen Analyse ist, genauer dann, was ein transzendentalphilosophisches Konzept, und noch genauer, was ein nicht-aprioristisches transzendentalphilosophisches Konzept von Sportphilosophie ist. Die Antwort auf *diese* Frage kann und muss nicht immer anhand von Fallbeispielen aus dem Sport und den Sportwissenschaften gesucht werden. Manchmal ist es gerade wichtig zu zeigen, dass ein Argument nicht spezifisch ist für das Feld des Sports. Zu verhindern ist nur, dass Beispiele reine Anwendungsfälle einer schematisch auftretenden Philosophie und damit beliebig austauschbar werden. Dort, wo ein Argument sich ausdrücklich auf Leiblichkeit oder auf personale Bewegungen bezieht, kann man kein Beispiel aus dem Bereich reiner Strukturen bemühen.

1.1 Ein Auftakt: Sport als Leibesübungen

Dass die Sportphilosophie im Kanon der Sportwissenschaften vergleichsweise fest und fraglos verankert war und ist, hat ganz sicher vielfältige Ursachen und Gründe. Gleichwohl kann und muss man eine Wurzel dieser Geschichte besonders hervorheben, denn besonders prominent ist die Herkunft der Sportphilosophie aus der Leibanthropologie, beginnend mit Jean-Jacques Rousseau (1712-1778). Zur Erinnerung: Es gab eine kleine Fraktion innerhalb der Aufklärung, die, gegen einen intellektualistischen *mainstream*, die Leiblichkeit von emanzipatorischer Bildung und Mündigkeit betonte. Historisch wahrlich berechtigt und verständlich, verortete die weitaus wirkmächtigere Fraktion der Aufklärung den Ausgang aus der Unmündigkeit im Selbst-Denken, gegen den betörenden Weihrauch paternalistischer Ideologien. Etymologisch und sachlich stehen *Leidenschaften* für eine Dimension, die etwas mit uns macht, und nicht wir mit ihr, und folgerichtig stand die leibliche

Seite unseres In-der-Welt-seins für die Aufklärung im Verdacht von Nach-Beten und Mitlaufen statt Selbstdenken. Wenn es in Bezug auf den Leib überhaupt um Freiheit gehen konnte, dann lag diese, so dieser *mainstream*, in der Beherrschung des Körpers. Man muss diese Diagnose nicht teilen, um sich doch zu wünschen, dass der zeitgenössische Körper-Hype nach dem *body turn* (Gugutzer 2006) und die heute zum guten Ton gehörende Betonung einer *embodied cognition* (Fingerhut et al. 2013) etwas von diesen grundsätzlichen Vorbehalten kultiviert hätten.

Jene kleine Fraktion der Aufklärung, verbunden mit den Namen Rousseau und Johann Gottfried Herder (1744-1803), insistierte dagegen darauf, dass der Ausgang aus Unmündigkeit eine leibliche Seite hat und notwendig haben muss.¹ Freiheit, die allein Beherrschung (des Körpers) wäre, ist keine Freiheit, sondern Willkür-Herrschaft. Der Intellekt kann im Namen der Freiheit nur Solches steuern, dessen Eigen-Sinn nicht wegbeherrscht, sprich: unterdrückt werden soll. Aus der Sicht des Heiligen »Aufklärlicht« (Ernst Bloch; 1885-1977) standen diese Vertreter umgekehrt immer im Verdacht, Anti-Aufklärer zu sein. So oder so bildeten sie den korporalen Stachel im Fleisch des Aufrufes, Mut zum Selbstdenken zu haben.

»Der Irrtum der meisten Moralisten war schon immer, den Menschen für ein im wesentlichen vernünftiges Wesen zu halten. Der Mensch ist aber nur ein fühlendes Wesen, das einzig und allein seine Leidenschaften beim Handeln befragt, und dem die Vernunft nur dazu dient, um die Dummheiten auszubügeln, die er ihretwegen begeht.« (Rousseau 1977: 278)

Der Sport und seine Lehren und Wissenschaften knüpfen an diese kleine Fraktion der Aufklärung an. *Wie* sie das in ihrem *mainstream* tun, steht auf einem anderen Blatt, denn selbstverständlich kann man die skizzierte Problemlage auch so wenden, dass man den Körper effektiver beherrschen könne, wen man ihm ein Mitspracherecht einräumt (vgl. dazu Bröckling 2017). Auf solche zentralen Unterschiede innerhalb der frühen und späteren Lehren und Wissenschaften des Sports soll es jetzt hier nicht ankommen. Hier geht es allein darum, dass die Betonung der Relevanz von Leibesübungen, die ihrerseits das zentrale Vehikel einer Leibeserziehung waren, den anti-intellektualistischen Impuls jener Fraktion um Herder und Rousseau aufgriff und sich nicht davon abbringen ließ, darin eine notwendige Dimension der Emanzipation zu sehen. In dieser Tradition werden also *zwei* Akzente gesetzt: i) dass es um Emanzipation zu tun ist, oder weniger emphatisch: um Bilden und Erziehen, nicht aber um Disziplinierung und Dressur; und ii) dass solche Emanzipation zwingend ein leibliches Moment hat.

Aus dieser Traditionslinie resultiert eine Sportpädagogik, die Rousseau zu ihrer Stiftungsfigur macht, und die insofern in wesentlichen Anteilen pädagogische Philosophie, Bildungsphilosophie, Leibanthropologie war und in homöopathischen Dosen noch ist. Oder um es ganz unverklausuliert zu sagen: Sportphilosophie ist im

¹ Um die Rolle von Immanuel Kant (1724-1804) kann man trefflich streiten. Auf der Oberfläche und wirkmächtig propagieren seine Texte gerade das *Selbst-Denken*, aber ein genauerer Blick macht die Sache, wie üblich, komplizierter (vgl. Nuzzo 2008).

deutschsprachigen Raum ohne leibanthropologische Sportpädagogik, also ohne die Plessner-Leser Ommo Grupe und Eckhart Meinberg, ohne die Cassirer-Leser Elk Franke und Eberhard Hildenbrandt und ohne den Husserl-Leser Robert Prohl nicht zu haben.

Diese körperanthropologische Verankerung der Sportphilosophie in den Sportwissenschaften ist freilich keine Eigenart im deutschsprachigen Raum, wie die Rede von *Leib* und der Verweis auf die Philosophische Anthropologie nahelegen könnten. Das entscheidende Bindeglied zwischen Sportwissenschaften, Sportpädagogik und Philosophie ist vielmehr der moderne Olympische Sport, der mit Pierre de Coubertin (1863-1937) programmatisch als Bildungs- und Erziehungsprogramm, im Unterschied zum *pleasure* der bloßen *athletics*, gestiftet wurde. In dieser Bildungs- und Erziehungsdimension (auch) des modernen Olympismus liegt die sachliche Berechtigung der Anknüpfung an den antiken Olympismus, die ansonsten keine Berechtigung hat und vor allem ein Vehikel der politischen Durchsetzbarkeit war.

Die weitere Entwicklung setzt dann, wie könnte es anders sein, die Ambivalenz des Anfangs fort. Mit einer gewissen Berechtigung – schon die Vertreter des Deutschen Turnens sahen das anders und betonten die (vermeintliche) Abkehr von ganzheitlicher Harmonie des Körpers – kann man den Übergang von der Turnlehrerausbildung zur Sportlehrer*innenausbildung, wie er sich u.a. 1925 in der sportwissenschaftlichen Professur *Pädagogik der Leibesübungen* für Hermann Altröck (1887-1980) in Leipzig dokumentiert (vgl. Kirste et al. 2009: 919f.), als einen Schritt zur Verwissenschaftlichung fassen. Der Übergang von den Bewegungs- und Trainingslehren zu den Sportwissenschaften geht dann an den Schulen in der Bundesrepublik Hand in Hand mit dem Übergang von den Leibesübungen zum Schulfach Sport, und beides ist auch, nicht nur Ausdruck des Kalten Krieges. Die Verwissenschaftlichung des Olympischen Sports zeigt sich dadurch auch als eine Indienstnahme – der Wissenschaft für den Sport, und des Sports für nationale Belange. Solche Indienstnahme treibt dem Olympischen Sport dessen Bildungs- und Erziehungsdimension wieder aus, die diesem eh nur fragil und weitgehend programmatisch zukam. »Hoch ist hier die taz zu preisen«, die es zwar nicht »wiedergutmacht« (nach W. Busch, Max & Moritz, 3. Streich), aber mit ihrer Seite *Leibesübungen* täglich daran erinnert, dass Sport einmal als ein anderes Programm angetreten war als das, was sich heute unter dem Deckmantel dieses Namens verbirgt. Die leibanthropologische Sportpädagogik spielt(e) diese Rolle eines Gegengewichts innerhalb der Sportwissenschaften.²

² Es soll hier ganz betont nicht auf einzelne Texte verwiesen werden, da es um diese Traditionslinie als solche geht. Als Einstieg bieten sich der von Plessner, Bock und Grupe herausgegebene Band *Sport und Leibeserziehung* (Plessner et al. 1967) oder die Habilitationsschrift von Grupe (Grupe 1969) oder auch die Dissertation von Meinberg zum Wirken von Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) in der Pädagogik (Meinberg 1973) an.

Die hier vorgelegten *Grundlagen* wollen diesen Auftakt der Sportphilosophie in ihrem Grundton, in ihrer »Modulation« (Kierkegaard 1844: 19), bewahren. Deshalb ist dieses Buch, zum Beispiel, durch einen Verweis auf Paolo Freire (1921-1997) gerahmt. Als *Thema* werde ich das Anliegen der Mündigkeit nur gelegentlich streifen. Auf direktem Wege der inhaltlichen Thematisierung ist das Anliegen der Mündigkeit nicht recht Streitbar, denn niemand könnte oder würde sich dazu bekennen, dass der Sport oder die Sportwissenschaften einen Beitrag zur Unmündigkeit der Beteiligten leisten sollen. Das ändert freilich nichts an dem sachlichen Unterschied, den es etwa zwischen einem Konzept der Disziplinierung von Körpern und einem Konzept mündiger Leiber gibt. Deshalb fädeln sich diese *Grundlagen der Sportphilosophie* auf indirektem Wege, in ihrem Grundton, in jene Traditionslinie der von Rousseau und Herder ausgehenden leibanthropologischen Sportpädagogik ein und wollen dadurch das Anliegen wachhalten, das etwa in Hans Lenks Plädoyer für einen »mündigen Athleten« (Lenk 1979) oder in Prohls Plädoyer für einen »mündigen Ästhet« (Prohl 2004, Prohl 2011) dokumentiert ist.

1.2 Zur Einstimmung: Kernzitate

Die hier vorgelegten *Grundlagen* sind, selbstverständlich, ein eigener Entwurf mit eigenem Grundton, der genau deshalb auch (nur) in eigener Verantwortung steht. Genauso selbstverständlich ist, dass es kein Neuentwurf aus einem fingierten Nullpunkt heraus ist, sondern ein eigener Reim, den ich mir auf Vorliegendes gemacht habe. Ich knüpfe an bestimmte Traditionen an, und an andere nicht; ich greife bestimmte Topoi auf, und andere nicht. Einige wesentliche Anknüpfungspunkte seien daher hier vorab aus Dankbarkeit und zur Orientierung aufgelistet. Einige mögen selbsterklärend sein, andere auch an dieser Stelle noch etwas kryptisch. Sie werden der Sache nach im anschließend formulierten und verfolgten Programm wieder auftauchen. Es drängt sich daher auf, sie nach der Lektüre des Buches noch einmal zu lesen oder sie sogar jetzt zu überspringen. Womit ich schon bei einer grundsätzlichen Bemerkung zur Lektürestrategie bin:

Offenkundig gibt es ganz unterschiedliche Typen des Lernens, Erkennens, Lesens. Ich selber zum Beispiel muss zuerst halbwegs verstehen, *wofür* ein Beispiel ein Beispiel ist, um dies dann an einem Beispiel besser zu verstehen. Deshalb formuliere ich auch zuerst das *Programm* des Buches (Kap. 1.3), um es dann an einem Beispiel zu verdeutlichen (Kap. 1.4). Die Logik dahinter ist: Ich will etwas sagen zur Sportphilosophie, nicht zum Doping, wovon das Beispiel handelt. Aber es ist ja klar, dass man das auch gerade anders herum handhaben kann und möchte. Diejenigen müssten entsprechend erst Kap. 1.4 und dann Kap. 1.3 lesen, oder erst Kap. 6 und 9 und dann Kap. 2 und 5. Eine Vermittlungsmöglichkeit ist Kap. 4. Nun aber, wie gesagt, zuallererst die Zitate zur Einstimmung:

»Jeder empirischen Wissenschaft liegt eine bestimmte Auffassung des Untersuchungsbereiches, an dem man interessiert ist, zugrunde. Dies trifft für die Natur-

wissenschaften genauso zu wie für die Humanwissenschaften. Empirische Wissenschaften, um es auf eine einfache Formel zu bringen, sind im ontologischen Sinn nie neutral.« (Tamboer 1997: 23)

»Denn für alle differenztheoretischen Analysen ist Identität ein eher beunruhigendes Konzept.« (Luhmann 2000a: 25)

»Gleichwohl handelt es sich immer, und auch beim Erkennen, um real konditionierte Operationen. Ohne Wasser macht die Qualle schlapp. Das zu erkennen, erfordert jedoch Unterscheidungen: mit/ohne Wasser; schlapp/nicht-schlapp.« (Luhmann 1990b: 50) – »Wir behaupten einfach: das ist so.« (ebd.)

»Der ›blinde Fleck‹ der jeweiligen Beobachtung, ihre im Moment benutzte Unterscheidung, ist zugleich ihre Weltgarantie.« (Luhmann 1990b: 41)

»Es gibt Formbestimmtheiten unserer Erfahrung, einschließlich der reflexiven Selbsterfahrung des Denkens, die in jeder einzelnen Erfahrung schon vorliegen und nicht erst in ihr oder durch sie gebildet werden.« (Holz 2005: 249)

»Die Wirkung der bewegungstheoretischen Grundannahme wird an dieser Stelle deutlich:« Basketball gerät »zum Turnen unter den Körben« (Loibl 2001: 42).

»Philosophie besteht darin, Kategoriengewohnheiten durch Kategoriendisziplin zu ersetzen.« (Ryle 1969: 5)

»Das Moment der Freiheit, die sich selbst bestimmt und ihre eigenen Regeln schafft, im Sport trotz aller übermächtigen Einflüsse zu erhalten, erscheint mir als geschichtliche Aufgabe derer, die es ernst mit ihm meinen. Ich gestehe, daß ich gar nicht optimistisch bin.« (Horkheimer 1963: 234)

1.3 Das Programm

Das Programm dieser *Grundlagen der Sportphilosophie* besteht darin, ein bestimmtes Verständnis von Sportphilosophie herauszustellen, zu begründen und an einigen Beispielen durchzuführen. Dieses Verständnis von Sportphilosophie trägt den Titel *Sportphilosophie als reflexive Sportwissenschaft*.

Die Grundidee dieses Verständnisses von Sportphilosophie liegt darin, dass jede (sport-)wissenschaftlich formulierte Erfahrung (»sportwissenschaftliche Empirie«) in ihrem Rücken bestimmte Grundannahmen getroffen haben muss, die diese bestimmte Empirie möglich gemacht hat. Weil diese bestimmten Grundannahmen diese bestimmte Empirie möglich gemacht hat, also im Rücken dieser bestimmten Empirie liegen, können diese bestimmten Grundannahmen nicht durch dieselbe bestimmte Empirie als wahr oder falsch erwiesen werden. Sie bilden vielmehr das Raster, in das diese Empirie eingetragen wurde und ohne das diese Empirie eben nicht diese bestimmte Empirie, sondern eine andere Empirie wäre. Grundannahmen sind also keine Hypothesen.

Äquivalent zu den soeben äquivalent gebrauchten Metaphern »im Rücken liegen« und »Raster« kann auch die Metapher des »blinden Flecks« genutzt werden: Grundannahmen als die blinden Flecken von Erfahrungen. Bekanntlich sieht das menschliche Auge nur deshalb, weil es einen blinden Fleck hat – das menschliche Auge sieht nur deshalb etwas, weil dort, wo der Sehnerv aus der Netzhaut austritt, die Zellen nicht lichtempfindliche Sehzellen, sondern leitende Nervenzellen sind. An dieser Stelle »sieht« das menschliche Auge nicht (die Zellen sind nicht lichtempfindlich), aber nur deshalb sieht man mit dem Auge. Der blinde Fleck macht das Sehen möglich, und wer sich wünscht, dass man diesen blinden Fleck aufklären sollte oder müsste, der wünscht sich, dass auch dort, wo der Sehnerv austritt, lichtempfindliche Zellen sind. So jemand wünscht sich also, dass die Lichtreize, die das Auge empfängt, nicht zum Gehirn weitergeleitet werden. Jemand, der blinde Flecken sehend machen will, wünscht sich also, gar nichts mehr zu sehen. Oder ohne Metapher: Jemand, der ganz ohne Grundannahmen auskommen möchte, macht gar keine wissenschaftliche Erfahrung mehr. Blinde Flecken sind also keine toten Winkel, in die man mit zweitem Blick und einem zusätzlichen Spiegel doch hineinsehen könnte. Grundannahmen sind nicht die Mohren, die nach gemachter sportwissenschaftlicher Erfahrung ihre Schuldigkeit getan haben. Oder, nochmals betont: Grundannahmen sind keine Hypothesen.

Die **Leitlinie** dieses Verständnisses von Sportphilosophie bilden die Arbeiten von Renate Wahsner und Horst-Heino von Borzeszkowski. Das dort in Bezug auf wissenschaftliche Theorien zum Verhältnis von »aktiven und passiven Prinzipien« und zum Verhältnis von Philosophie und empirischen Einzelwissenschaften Gesagte (Borzeszkowski & Wahsner 1989, Wahsner 1981, Wahsner 1998) stiftet die Grundidee des hier verfolgten Programms. Es geht dann darum, das dort am Beispiel der Physik Herausgearbeitete auf die Sportwissenschaft zu beziehen. Dabei ist freilich der Unterschied zwischen der Physik als einer Naturwissenschaft und der Sportwissenschaft als einer Humanwissenschaft gesondert zu beachten. Vor allem am gemeinsamen Gegenstand von Physik und Sportwissenschaft, der Bewegung, sollte sich dieser Unterschied bemerkbar machen.

Sportphilosophie als reflexive Sportwissenschaft zu verstehen, ist **die These**, dass man solche Grundannahmen sportwissenschaftlicher Empirie ihrerseits in Erfahrung bringen kann. Man kann reflexiv um sie wissen, man kann um ihre Angemessenheit streiten, man kann sie in ihrem historischen und kulturellen Wandel beobachten – kurz: man muss sie weder bloß glauben noch unterstellen, es handle sich bei ihnen wohl um der Vernunft eingeborene Ideen.

Das einzige, was es festzuhalten gilt, ist der Unterschied in der Art und Weise der Erfahrung. Grundannahmen werden in anderer Weise in Erfahrung gebracht als diejenige Empirie, die durch diese Grundannahmen ermöglicht worden ist. Sie liegen nicht *in* der Erfahrung, sondern sind mit bestimmter Erfahrung *mitgegeben*. Dass Grundannahmen keine Hypothesen sind, dokumentiert sich unter anderem

darin, dass die Art und Weise, in der sie erfahren werden, nicht die Erfahrungsweise der Empirie ist.

Unterschiedliche Arten und Weisen des Erfahrens kommen auch in unterschiedlichen Arten und Weisen *zum Ausdruck* – die Empirie in (hier so genannten) »Feststellungen«, erfahrene Grundannahmen in (hier mit Georg Misch [1878-1965] so genannten) »Evokationen«, in denen sich die Erfahrung von Grundannahmen zeigt. Ebenso unterschiedlich ist *der Zugang* zu den unterschiedlichen Modi des Erfahrens. Der Zugang zur Empirie ist die Wahrnehmung – der Zugang zur Erfahrung von Grundannahmen ist die »Anschauung« (in dem Sinne, in dem z.B. Helmuth Plessner [1892-1985] von »Anschauung« redet).

Sportphilosophie als reflexive Sportwissenschaft unterscheidet daher von vornherein und grundlegend zwei Arten und Weisen (also nicht nur unterschiedliche Grade von Erfahrung, und auch nicht unterschiedliche Sorten oder Arten einer gemeinsamen Gattung »Erfahrung«, sondern eben Modi) des Erfahrens. Zu unterscheiden ist der Modus der Empirie und der Modus des Erfahrens von Apriorischem, also der Modus des Erfahrens dessen, was erfahrbar der bestimmten Empirie als deren Ermöglichungsstruktur (»Raster«) mitgegeben ist.

Reflexion: Die soeben benutzte Rede, dass »Apriorisches erfahren« wird, ist absichtsvoll provokant. Die These, dass man Grundannahmen der Empirie ihrerseits in Erfahrung bringen kann, klingt harmlos, und ein erstes Lesen nimmt diese These möglicherweise als Selbstverständlichkeit. Dass es tatsächlich eine These und keine Trivialität ist, wird dann erst durch die Umformulierung sichtbar: Dass Grundannahmen in Erfahrung gebracht werden können, ist gleichbedeutend mit der Behauptung, dass Apriorisches erfahrbar ist.

Die übliche Übersetzung von *apriorisch* lautet: »vor aller Erfahrung«. Wenn man *diese* Übersetzung wörtlich nimmt und in der Sache mitmacht, dann kann Apriorisches nicht erfahrbar sein.³ Also: Wenn man diese Übersetzung wörtlich

³ Üblicherweise liest man in einem philosophischen Wörterbuch Folgendes: »Im Vergleich zum alltäglichen betrifft der philosophische Sprachgebrauch mit der Frage, wie überhaupt ein Gegenstand gedacht werden kann, eine grundlegendere Ebene, die nicht sozial, kulturell oder religiös bedingt ist.« (Hübner 2011: 1251) Aber selbst bei Niklas Luhmann (1927-1998), der sonst nicht dafür bekannt ist, nicht gegen den Strich zu lesen, muss man lesen: »Damit ist zugleich gesagt, daß der Konstruktivismus die Unterscheidung transzendental/empirisch durch die Unterscheidung System/Umwelt ersetzt.« (Luhmann 1990b: 35) Auch Luhmann nimmt also »transzendental« nicht als Anzeiger für *Ermöglichungsstruktur*, sondern für eine Verortung *vor* dem Objekt, also für einen Subjektivismus (ebd. 34f.). Luhmanns Abwehr der »transzendentalphilosophische[n] Position« (ebd. 44) lebt davon, dass er ihr eine Begründungsfigur »vom Apriorischen zum Begründeten« unterstellt; Kants Argumentation aber war rück-beugend: Er »wusste« schon, dass es (etwa) synthetische Urteile a priori tatsächlich gibt, und wollte vor dorthin rückbeugend begreifen, wie so etwas möglich sein kann. – Ich bestreite hier also, dass Kritische Philosophie (resp. Transzendentalphilosophie) per se und als solche »von der Unter-

nimmt und in der Sache mitmacht, dann ist entweder falsch, dass Grundannahmen für die Empirie apriorisch sind, oder es ist falsch, dass Grundannahmen in Erfahrung gebracht werden können.

Deshalb folge ich (wie ich hier frech behaupte) in der Sache Kant und übersetze *apriorisch* anders, nämlich: »nicht *in* der Erfahrung gegeben, sondern mit bestimmter Erfahrung mitgegeben«. Dann (erst) kann ich die (dann nicht von vornherein abstruse) These formulieren, dass Apriorisches erfahrbar ist.

Die These, dass man Grundannahmen der Empirie ihrerseits in Erfahrung bringen kann, ist also eine streitbare Behauptung, und keine Trivialität, weil sie sich in drei Richtungen hin abgrenzt, nämlich:

- i) Gegen all diejenigen, die die Blinde-Fleck-Struktur wissenschaftlicher Erfahrung bestreiten und implizit oder explizit der Überzeugung sind, dass alles Erfahrbare *in* der Erfahrung liegt. Bestritten wird dort, dass *jede* Erfahrung durch ein Raster (durch eine »Ermöglichungsstruktur«) erst erfahrbar *gemacht* worden ist. Dies ist die sog. empiristische oder positivistische Position.
- ii) Gegen all diejenigen, die Apriorisches *vor* aller Erfahrung situieren und damit unterstellen, dass Ermöglichungsstrukturen von Erfahrungen prinzipiell nicht in Erfahrung gebracht werden können, weil es sich dabei um überzeitliche, überkulturelle, unwandelbare und unumkämpfte Strukturen handele. Unterstellt wird dort, dass ohne Annahme solcher unbedingt-notwendiger (»absoluter«) Strukturen der Erfahrung die Objektivität und Wahrheit von Erfahrungen preisgegeben wird und dem Relativismus Tür und Tor geöffnet wird. Dies ist die (hier von mir so genannte) »kontingenzexorzistische« Position. Diese wird häufig auch mit umgekehrtem Vorzeichen vertreten: Weil Apriorisches *vor* aller Erfahrung verortet wird, deshalb gilt Transzendentalphilosophie *per se* als vormalige, also abzulehnende Metaphysik.
- iii) Gegen all diejenigen, die alles im Unklaren lassen. Es gehört dort zum guten Ton, weder die positivistische noch die kontingenzexorzistische Position vertreten zu wollen. Das Ergebnis ist dann irgendwas Unklares auf einem Mittelweg: ein bisschen apriorisch und ein bisschen empirisch.

Die vielleicht wirkmächtigste Grenzfigur ist Michel Foucault (1926-1984). Foucault (1971: 24) spricht (nicht von Grundannahmen, sondern) von »historischen Apriori«. Foucault weiß, dass Erfahrungen nicht positivistisch zu haben sind, sondern dass *jede* Erfahrung erfahrbar gemacht worden ist. Deshalb hält er gegen jeden Positivismus an der Rede von »Apriori« fest. Zugleich weiß er, dass solche Ermöglichungsstrukturen von Erfahrungen prinzipiell nicht zeitlos-unwandelbar sind, weshalb er sie »historische« Apriori nennt. Um solche histo-

scheidung von Erkenntnis und Gegenstand« ausgeht (ebd. 51). Das tut sie nur bei wörtlicher Lesart von »apriorisch«; Kant aber lässt die Dispositive des Erkennens den Gegenständen *mitgegeben* sein, obschon »der Begriff der Umwelt (und damit auch der dem korrespondierende Begriff des Systems) zu Kants Zeiten noch nicht zur Verfügung [stand]« (ebd. 35).

rischen Apriori in Erfahrung zu bringen, konzipiert er bestimmte Verfahren, die sich signifikant von den Verfahren der einzelwissenschaftlichen Empirie unterscheiden, namentlich die *Archäologie* und die *Genealogie*. Diese Verfahren sind nicht unklar im obigen Sinne,⁴ auch wenn man selbstverständlich darüber streiten kann, ob sie das leisten, was sie leisten wollen. Spätestens seit Foucault gehört es berechtigt zum guten Ton (in vielen Sozial-, Kultur-, Sprach-, Geschichtswissenschaften und in Teilen der Philosophie), weder die positivistische noch die kontingenzexorzistische Position vertreten zu wollen.

In der Nachfolge von Foucault kommt es dann jedoch auch vermehrt zu jenen Unklarheiten. Schon der Name ›historische Apriori‹ erweist sich als unglücklich, weil er geradezu zu der hilflosen Geste ›ein bisschen aus der Zeit, ein bisschen in der Zeit‹ einlädt. »Aber ist das der Punkt – nach Gödel?« (Luhmann 1990b: 32)

Der systematisch zentrale Punkt liegt nicht darin, dass Apriori wandelbar sind, sondern dass sie »situert« sind. Der springende Punkt gegen jeden Kontingenzexorzismus liegt darin, dass Ermöglichungsstrukturen in der Tat *notwendig* für die durch sie ermöglichten Erfahrungen und in diesem Sinne in der Tat logisch-gleichzeitig-außerzeitlich sind,⁵ dass sie aber ihrerseits unter einer Bedingung stehen, also nicht unbedingt-notwendige Grundannahmen sind.⁶

Die These, dass Apriorisches erfahrbar ist, ist nicht von Foucault oder von mir erfunden. Sie ist auch vor und nach Foucault, und auch an Orten ganz außerhalb

⁴ Vgl. dazu eindrücklich und im besten Sinne hochkonzentriert Vogelmann 2017. – Frieder Vogelmann vermeidet durchgehend die Rede von »apriori«, aber die von ihm mit Foucault getroffene Unterscheidung »zwischen wahrheitsfähigen Erkenntnissen und dem Wissen als den Existenzbedingungen der Wahrheitsfähigkeit von Erkenntnissen« ist die Unterscheidung von Erkenntnissen und deren Ermöglichungsstrukturen.

⁵ »So kann man sagen, daß die Monaden nur mit einem Schläge zu sein beginnen und enden können.« (Leibniz 1714: § 6; s.u.: Kap. 7.5.3)

⁶ Das ist an dieser Stelle selbstverständlich nicht mehr als eine Behauptung, die es genauer zu begründen gilt. Hier mag ein einziger Hinweis genügen: Auch Vogelmanns Foucault macht die übliche Übersetzung von »apriori« mit und unterstellt *transzendente* Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung als *vor* aller Erfahrung liegend und damit als ahistorische – stattdessen sei von »historischen Existenzbedingungen« auszugehen (Vogelmann 2017: 6). Das Anliegen ist also exakt dasselbe: Dispositive als historische Existenzbedingungen dort, als in Erfahrung zu bringende Apriori hier. Dennoch ist der Gegner ein anderer, und das macht einen Unterschied ums Ganze: Für Vogelmann kann eine Transzendentalphilosophie prinzipiell den historischen Wandel von Ermöglichungsstrukturen nicht fassen – wenn *das* der Gegner ist (Kants Rede von der Einen Vernunft), dann gerät die Logik des blinden Flecks aus dem Blick, und konsequenterweise muss Vogelmann die Situiertheit, also die Ermöglichungsstrukturen der *Analyse von Dispositiven* nicht mehr thematisieren. Aber das Problem bleibt hartnäckig, und das gemeinsame Anliegen bleibt dasselbe, denn Vogelmann stößt auch auf die Situiertheit derjenigen Verfahren, die Foucault praktiziert, um ausdrücklich zu verteidigen, dass diese sich auch auf sich selbst beziehen müssen und also »auto-destruktiv« (ebd. 21) sein müssen. Die Historisierung von Wahrheit darf eben nicht historistisch-relativistisch geraten (nachdrücklich ebd. 32f.).

eines Programms von Sportphilosophie als reflexiver Sportwissenschaft, formuliert worden. Ich greife zwei Beispiele heraus – ein schon älteres, formuliert von Nicolai Hartmann (1882-1950), etwas ausführlicher, ein recht junges (László Tengelyi [1954-2014]) lediglich als Verweis:

»Darüber muß man sich von Anbeginn klar sein: es gibt keinen Apriorismus der Kategorien-erkenntnis. Alles, was wir über Kategorie wissen, ist direkt oder indirekt den konkreten Gegenstandsgebieten abgewonnen, manches denen der natürlichen Alltagserkenntnis, das zweite und wichtigste denen der Wissenschaft. Das gilt auch gerade von den eigentlichen Erkenntniskategorien: diese sind zwar Prinzipien apriorischer Einsicht, werden dabei aber selbst nicht erkannt, sondern bleiben gemeinhin vollkommen verborgen hinter der Gegenstandserkenntnis, deren apriorischen Einschlag sie tragen. Erst die philosophisch-erkenntnistheoretische Besinnung macht sie nachträglich bewußt.

Aber auch sie erfaßt die Erkenntniskategorien nicht a priori, sondern auf dem Umweg über den Tatsachenbereich der Erfahrung, nämlich im Rückschluß von den Gegenständen jeweilig vorliegender Erfahrung. [...] Man vergißt dieses nur zu leicht über der Beschäftigung mit den Einzelheiten, nicht weil diese dazu verführten, sondern weil die Transzendentalphilosophie alter und neuer Zeit uns hartnäckig eines anderen hat belehren wollen und fast alle einschlägigen Begriffe mit ihren Intentionen infiziert hat. Sobald man es aber vergißt, ist man der größten Verwirrung ausgesetzt.

Die Kategorialanalyse ist also auf Phänomenanalyse angewiesen und muß diese dort suchen, wo sie vorliegt. Darum ist und bleibt sie stets an den jeweiligen Stand der Wissenschaften gebunden, auf deren Gegenstandsgebiet die gesuchten Kategorien sich erstrecken. Verfügte sie über einen apriorischen Erkenntnisapparat – nach der Art etwa, wie Descartes und Leibniz ihn sich dachten –, so hätte sie vielleicht die Möglichkeit, sich über mancherlei geschichtliche Bedingtheit hinwegzusetzen. Wenigstens ließe sich dann noch darüber streiten. Wie die Dinge liegen, hat sie durchaus keinen solchen Apparat. Und wer das einmal eingesehen hat, für den gibt es hierüber keinen Streit mehr.« (Hartmann 1950: 1f.)

Tengelyi redet vom Apriorischen als Urtatsächlichem, von »Husserls Metaphysik zufälliger Faktizität« und auch explizit von »bedingter Notwendigkeit« (Tengelyi 2014: 188-191).

Das Programm, Sportphilosophie als reflexive Sportwissenschaft durchzuführen, basiert auf drei Teilthesen:

1. Jede bestimmte wissenschaftliche Erfahrung basiert auf kategorialen Gehalten (»Grundannahmen«), die diese Erfahrung ermöglicht hat.
2. Diese kategorialen Gehalte sind ihrerseits erfahrbare, weil sie situiert, nicht aber unbedingt-notwendig sind.
3. Kategoriale Gehalte sind in einer grundsätzlich anderen Art und Weise erfahrbare als die durch sie ermöglichten Erfahrungsgehalte, weil sie nicht in der Erfahrung liegen, sondern mit bestimmter Gegenstandserfahrung mitgegeben sind.

Für die **Darstellung** dieses Programms werde ich immer wieder einmal auf Einsichten und logische Figuren von Josef König (1893-1974) zurückgreifen. Das geschieht aus Gründen der Klarheit, denn ich kenne keine bessere hermeneutische Logik als diese; und das geschieht aus Gründen der abkürzenden Rede, weil diese Einsichten und logischen Figuren nicht auf einen Merkvorsatz zu bringen sind, son-

dern ausführliche und akribische Erläuterungen hinter sich haben, die dort, wo ich darauf zurückgreife, nicht noch einmal mit dargestellt werden können und sollen.

Das ist selbstverständlich ein Problem, weil die Philosophie von König nicht bekannt ist. Ein Verweis auf die »transzendentalen Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung im Sinne Kants«, oder auf die »kontrafaktische Annahme des herrschaftsfreien Diskurses im Sinne von Habermas« oder auf »den Begriff des Habitus im Sinne von Bourdieu« ist jeweils schwierig, weil es jeweils eine abkürzende Rede ist, und weil es so viele Interpretationen von Kant, Jürgen Habermas und Pierre Bourdieu (1930-2002) gibt wie Autor*innen, die sich auf diese Figuren berufen. Ein Verweis etwa auf »die Metapher des Weckens im Sinne von Josef König« ist nicht nur aus diesen beiden Gründen schwierig, sondern darüber hinaus problematisch, weil erst gar nicht bekannt ist, welche akribische Analyse dieser Metapher König vorgelegt hat.

Die Lösung des Problems ist die übliche: Aus dem jeweiligen Kontext selbst, und nicht aus den Texten von Kant, König etc., muss hervorgehen, was mit dem jeweiligen Verweis auf Kant, Habermas, Bourdieu, Ludwig Feuerbach (1804-1872), Plessner oder König gemeint ist, ggf. unter Zuhilfenahme ergänzender Literatur, verbunden mit der Einladung, diese Lesart an den Originaltexten zu prüfen.

1.4 Ein Beispiel

Ein Beispiel, an dem sich die *Grundidee* des in Kap. 1.3 skizzierten Programms gut aufzeigen lässt, ist eine sportwissenschaftliche Studie, die bis in den Titel hinein vom »Doping im Fitness-Studio« handelt (Kläber 2010). Es geht im Folgenden also darum, was Grundannahmen sind und machen – es geht nur *beispielhaft* um Doping, und es geht gar nicht um eine Würdigung oder Kritik der Güte dieser Studie. Dieser Punkt sei nachdrücklich betont. Wer sagt »Diese Tür ist grün, und nicht rot«, kritisiert die Tür nicht dafür, dass sie nicht rot ist; wer sagt »Sie haben eine Virus-Infektion, keine bakterielle«, der kritisiert diesen Patienten nicht dafür, mit einer Virus-Infektion zum Arzt gekommen zu sein. Wenn ich im Folgenden sage »Kläbers Studie macht die Grundannahme X, nicht aber Y, die auch möglich gewesen wäre«, dann ist das eine Diagnose, nicht aber eine Kritik an dieser Studie, obwohl ich persönlich die Grundannahme Y zugrunde legen würde, die ich für sehr viel plausibler halte.

Das Programm von Sportphilosophie als reflexiver Sportwissenschaft streitet nicht primär für die Richtigkeit ganz bestimmter Grundannahmen, denn dazu muss erst einmal klar sein, worum überhaupt gestritten wird – dieses Programm streitet primär darum, dass Grundannahmen jeder sportwissenschaftlichen Forschung zugrunde liegen. Weil das nur dadurch möglich ist, alternative Grundannahmen aufzuzeigen, deshalb geht es sekundär immer auch um die Angemessenheit der jeweiligen Grundannahme.

»Auf den Punkt gebracht: Im Schatten des stets im Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit stehenden Hochleistungssports und der dort vorfindbaren Dopingpraktiken hat sich in den Fitness-Studios seit Jahrzehnten ein Milieu etabliert, in dem Medikamente missbräuchlich und ohne Skrupel eingesetzt werden, um den als defizitär wahrgenommenen Körper zu überarbeiten und in eine hypermuskuläre bisweilen auch hypermaskuline Gestalt zu transformieren. Diese Studie verfolgt die Intention, die nach außen weitestgehend abgeschottete Lebenswelt gedopter Fitness-Studiobesucher im Sinne einer verstehenden Soziologie tiefenanalytisch zu durchleuchten und zu erhellen. Die dabei zutage geförderten Erkenntnisse über die Einstellungen und biographischen Verlaufsfiguren der Dopingnutzer (User) sowie über bestehende Netzwerke, konspirative Praktiken und eskalatorische Suchtspiralen sind frappierend und erschreckend zugleich. Sie zeigen, wie sehr Techniken der medikamentösen Körpermodellierung unter Außerachtlassen diverser Risiken und Nebenwirkungen bereits im modernen Alltag angekommen sind.« (Kläber 2010: 11)

Was hier auf den Punkt gebracht ist, ist auch die Grundannahme, ohne die die Studie nicht zu haben ist: Doping ist der missbräuchliche Einsatz gewisser Substanzen (und Verfahren). Wenn geklärt ist und den Beteiligten klar ist (oder klar sein muss), dass die fraglichen Substanzen der Leistungssteigerung resp. dem Ausgleich körperlicher Defizite dienen, und wenn geklärt ist, dass ihre Einnahme ein Missbrauch ist, dann ist die Einnahme dieser Substanzen Doping. Oder kürzer: Doping ist der Einsatz von »Dopingpräparaten« (ebd. 8).

Diese Annahme ist der, auch ausgesprochene (ebd. 15f.), blinde Fleck dieser Studie. Es ist nicht möglich, *diese* vorliegende sportwissenschaftliche Studie durchzuführen, und zugleich diese Grundannahme zu wechseln. Das meint eben *Grundannahme*, im Unterschied etwa zu Hypothesen, im Unterschied zu bloßen Annahmen oder im Unterschied zur Wahl bestimmter Methoden. Über die Wahl z.B. der empirischen Methoden kann man in einem gewissen Ausmaß sinnvoll streiten, und es bliebe trotzdem eine Studie zum Einsatz von Dopingpräparaten. Aber diese Grundannahme kann man nicht wechseln, denn nur durch sie ist diese Studie zum Doping eine Studie zum Einsatz von Dopingpräparaten. Wer mit dieser Studie »im Sinne einer verstehenden Soziologie tiefenanalytisch durchleuchten und erhellen« will, wie Doping-Praktiken im Fitness-Studio funktionieren, der fragt danach, wie der Konsum von Dopingpräparaten durch User zustande kommt – sei es seitens der im weiten Sinne persönlichen, sei es der im weiten Sinne sozialen Konstellationen. Zum Beispiel geht es darum, wie die Hemmschwellen zum Missbrauch gesenkt werden: »Doping [= die Einnahme von Dopingpräparaten] fällt nicht vom Himmel, sondern muss Stück für Stück erlernt werden.« (ebd. 10) – »Die Ausbildung einer Dopingmentalität beginnt schon mit dem Konsum von Nahrungsergänzungspräparaten, auch wenn es sich dabei noch nicht um ein Dopingvergehen im Sinne der offiziellen Richtlinien des organisierten Sports handelt.« (ebd. 8f.)

Diese Grundannahme ist nicht alternativlos. Wir kennen Kontexte, in denen eine bestimmte soziale Praktik gerade nicht durch die Einnahme einer bestimmten Substanz charakterisiert werden kann, obwohl sie ohne die Einnahme dieser Substanz gar nicht denkbar ist. Der Konsum von Cannabis etwa ist als Konsum *einer Droge* etwas grundsätzlich anderes als als Konsum *eines Medikaments* (etwa in der Therapie von MS). Der Konsum von Cannabis als Droge ist als legalisierte Praktik (in den Niederlanden) etwas grundsätzlich anderes als als weitgehende geduldete illegale Praktik (in der Bundesrepublik Deutschland) – mit angebbaren Konsequenzen, wem gegenüber in der Bundesrepublik typischerweise darauf insistiert wird, dass diese Praktik illegal ist und wem gegenüber darauf nicht insistiert wird. Für den Fall, dass der Konsum von Cannabis für bestimmte Sportarten auf der Liste der Dopingpräparate steht, ist dieser Konsum auch in den Niederlanden Doping, obwohl er dort als Privatkonsum legalisiert ist. Der Konsum von Heroin seitens eines Trainers in der laufenden Saison der bundesdeutschen Fußballbundesliga ist ein völlig anderer Fall gegenüber dem Sachverhalt des Dopings, der dann vorliegt, wenn einer der Spieler dieses Trainers Heroin konsumiert hätte.

Ein Teilaspekt der soeben genannten Punkte ist auch innerhalb der Grundannahme ›Doping ist der Konsum von Dopingpräparaten‹ diskutierbar. Zu dieser Grundannahme gehört dazu, dass man klären muss, was ein Dopingpräparat ist. Dabei tauchen notwendig Fragen der folgenden Art auf: Was genau meint Leistungssteigerung? Was genau ist die Abgrenzung zum bloßen Ausgleich eines Defizits? Was genau meint *Missbrauch*? Konsum von Medikamenten durch Gesunde? Warum ist Schönheitschirurgie dann kein Missbrauch? Was unterscheidet missbräuchliche Leistungssteigerung von erlaubtem Enhancement?

Der entscheidende Punkt aber ist ein Unterschied der Grundannahme. Die Grundannahme, dass es soziale Praktiken gibt, die sich grundsätzlich unterscheiden, obwohl sie sehr ähnlich oder sogar gleich aussehen, beharrt darauf, dass ›Heilen‹ kein ›sich-Berauschen‹ *ist*, und dass deshalb das unbestreitbare Faktum, dass in beiden Praktiken gelegentlich dieselbe Substanz konsumiert wird, gerade nicht klärt, sondern entschieden verdeckt, um *welche* soziale Praktik es sich handelt. »Der Konsum von Dopingpräparaten ist im organisierten Wettkampfsport ein völlig anderer Fall als der Konsum derselben Präparate im Freizeitsport« – eine solche These ist unverträglich mit der Studie von Mischa Kläber. Wenn sie dort aufgestellt wird, ist es qua Grundannahme ein *gradueller* Unterschied, und gerade kein Unterschied zwischen verschiedenen kulturellen Praktiken.

Dieser Unterschied in der Grundannahme ist ein Unterschied, der Unterschiede macht. Zum Beispiel kann die Debatte darum, dass das »Umarbeiten« des Körpers doch nur noch im Sport so argwöhnisch betrachtet wird und als sog. Doping in Misskredit gebracht wird, obwohl es doch überall sonst schon als freiwilliges Enhancement freier Bürger und Bürgerinnen gewürdigt werde, überhaupt nur *innerhalb* der Grundannahme, Doping sei der Konsum gewisser Präparate, geführt werden. Außerhalb dieser Grundannahme ist diese Debatte völlig sinnfrei, da dort der

Unterschied von Doping und Enhancement nicht am Funktionieren des Konsums bestimmter Präparate hängt.

Und auch noch für die Studie von Kläber selber wäre das ein Unterschied: Wer aus guten Gründen und völlig zu Recht »moralische Attitüden und Diskreditierungen« vermeiden will (ebd. 12), dem ist vielleicht mehr geholfen, wenn er einen Missbrauch aufgrund moralischer Bedenken von einem rechtlichen Verbot *qualitativ* unterscheiden kann.

Kläber stößt auf die Spezifik der von ihm zugrunde gelegten Grundannahme. Es gäbe »Insider«, die die im Raster seiner Grundannahme gegebenen Definitionen von Doping »als ›nutzlos‹ ab[tun]«, da »beim Freizeitsport der Wettkampfbezug [fehle]« (ebd. 16). Kläber entscheidet sich gegen solche Insider, weil »[sich trotzdem] unzählige Freizeitsportler an den Grundwerten und ethischen Standards des klassischen Wettkampfsports [orientieren]«, bis hin dazu, dass »sich auch die Dachverbände der Fitness-Studiobranche gegen Doping positioniert haben und die Dachverbände des Bodybuildings ›Anti-Doping-Richtlinien‹ in ihrer Satzung haben« (ebd.). Dieser Hinweis ist aller Ehren wert, ändert aber nichts an dem Umstand, dass auch für Outsider sehr schnell nachvollziehbar ist, dass ein ethischer Standard, der einen Umgang mit dem sportlichen Gegner standardisiert (Wettkampf), etwas anderes als Missbrauch wertet als ein Standard, der das Tun von Einzelnen – sei es allein, sei es miteinander – orientiert. Ein Wettkampf gegen einen sportlichen Gegner ist nun einmal ein anderer Fall als ein sog. Wettkampf gegen sich selbst und alle inneren Schweinehunde. Bezeichnenderweise verweist Kläber in der Fußnote, die seinen Hinweis näher ausführt (ebd. 16, Anm. 8), zielsicher auf die »Bodybuildingwettkämpfe« (die es tatsächlich gibt). Fitness-Studio ist also noch lange nicht Fitness-Studio: Was für die Eine Trainingsstätte für einen kommenden Wettkampf ist, ist für den Anderen Ort des Freizeitsports.

Der Unterschied der beiden Grundannahmen macht sich (erst) dort bemerkbar, wo explizit die Frage gestellt wird, ob die oben angesprochene Diskussion eines Teilaspekts der Dopingdefinition schon das Ganze dieser Definition ausmacht oder nicht. Ist mit der Frage, was auf der Liste der Dopingpräparate steht und was nicht, die Frage, was als Doping gilt, schon erledigt – oder gerade nicht? Im Raster der Grundannahme, die neben vielen anderen auch Kläber zugrundelegt, ist der Fall klar und eindeutig: Für das Raster ›Doping ist der Konsum von Dopingmitteln‹ ist ausschließlich zu klären, was (gerade) ein Dopingmittel ist. Der die Debatte beendende Satz lautet daher konsequenterweise: »Doping ist demgemäß die absichtsvolle oder versehentliche Nutzung von Substanzen und Methoden, die durch das Internationale Olympische Komitee (IOC) verboten wurden.« (ebd. 16)

Man kann diese nüchterne, von moralischen Attitüden weit entfernte Definition nur sehr schätzen. Sie garantiert Rechtssicherheit und stoppt vielfach weitergehende Diskussion dort, wo diese unsäglich zu werden drohen. Missbrauch ist kein Verstoß gegen einen moralischen Vorbehalt, von wem auch immer geäußert, sondern – schlicht und ergreifend – der Konsum von dem, ›was auf der Liste steht‹.

Zugleich, und zu dieser Errungenschaft völlig quer liegend, sagt jene Definition sofort mit, was die zwingende Anschlussfrage ist: Warum hat das IOC dieses Mittel auf die Liste der Dopingmittel gesetzt oder warum nicht und warum bei jenem Mittel gerade umgekehrt? – Die Antwort muss von dem Muster sein: »Doping ist dasjenige X, das macht, dass das IOC ein Mittel auf die Liste der Dopingmittel setzt oder dies unterlässt«. Offenkundig kann man in diesem Muster für X vieles Verschiedene einsetzen, aber ganz sicher kann man dort für X nicht einsetzen: »Liste der Dopingmittel«.

Analog: Ein Arzneimittel ist ein Mittel, das vom *Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte* (BfArM) als Arzneimittel zugelassen ist. Ein verschreibungspflichtiges Arzneimittel ist ein Mittel, das vom BfArM als verschreibungspflichtiges Arzneimittel eingestuft ist. Die sog. Schulmedizin kann mit dieser Rechtssicherheit schaffenden Definition sehr gut leben. Homöopath*innen werden darauf insistieren, dass die von ihnen verwendeten Mittel Arzneimittel sind, auch wenn sie nicht anerkannt sind, und sie werden darauf insistieren, dass das keine Frage ist, ob man zu Recht oder zu Unrecht auf der Liste der schulmedizinischen Arzneimittel fehlt, sondern eine Frage des Grundverständnisses von Heilung des menschlichen Körpers.

Es geht – letztlich, wenn auch nie uneindeutig – bei der Unterscheidung verschiedener Grundannahmen immer um normative Fragen. Der Werbeslogan »Doping für die Haare« macht in Zeiten von Enhancement die Einnahme von Dopingpräparaten salonfähig, und auch dies ist eine Konsequenz der Grundannahme, Doping sei nichts weiter als der Konsum gewisser Präparate.

1.5 Sportphilosophie – Eine Ortsbestimmung

Wer ein philosophisches Problem wälzt, wälzt dieses Problem historisch und kulturell situiert, nie außerhalb von Raum und Zeit. Was immer *Notwendigkeit* meint, so ist die Notwendigkeit philosophischer Erkenntnis nie eine absolute, vor oder außerhalb aller Erfahrung liegende, sondern unhintergebar eine durch die historisch-kulturelle Situation bedingte Notwendigkeit. Das hier verfolgte Programm einer Sportphilosophie als reflexiver Sportwissenschaft ist in der weltanschaulichen Zeitrechnung nach Kant verortet. Man kann also darum wissen, dass alle Erkenntnis-Versuche »zunichte gingen«, die auf der Annahme beruhten, »unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten« (Kant KrV: B XVI). Mit und seit Kant kann gewusst werden, dass *jede* Unterstellung der Möglichkeit eines *unvermittelten* Zugangs zu den Dingen auf prinzipielle – und mit Kant: auf unüberwindbare – Schwierigkeiten stößt. Erkennenden Zugang haben wir – mit Kant – zu *phainomena*, nie aber zu Dingen an sich selber. Oder anders: Die »Sachen selber«, die »Phänomene« sagen nicht selber, wie sie interpretiert werden wollen – das müssen wir schon selber tun.

In diesem Sinne bedarf es einer eigenen Anstrengung, die Sachen erfahrbar zu machen. Weil die Sachen nicht unmittelbar erfahren werden, kann und muss man sich darüber verständigen, wie wir sie angemessen oder unangemessen erfahren. –

Im Folgenden geht es in diesem Sinne nur indirekt um praktizierten Sport; primär geht es darum, wie Sport alltäglich oder sportwissenschaftlich erfahren wird, und d.h.: wie Sport, mit welchen theoretischen und methodischen Mitteln und mittels welcher Grundannahmen, alltäglich und sportwissenschaftlich modelliert wird.

»Das Interesse daran, dass das Wahre wirklich ein ganz und gar losgelöstes [ab-solutes], jenseitiges Wesen ist und die Erkenntnis sich seiner nur passiv bemächtigen darf, ist nicht etwa ein Geschöpf der Phantasie, sondern höchst real in der überwiegenden Mehrzahl aller Definitionen von Wahrheit und Philosophie; niemals hätte sonst die Abbildtheorie in der Erkenntnis eine so große Rolle spielen können.« (Plessner 1918: 247)

»Auch »Methodologie« bietet keine ab extra einführbaren, a priori hinzunehmenden Ausgangspunkte. Will man diesem Sachverhalt Rechnung tragen, so bleibt nur die Möglichkeit, theoriebautechnisch so transparent wie möglich zu verfahren und Begriffe als Entscheidungen auszuweisen, die mit erkennbaren Folgen geändert werden können.« (Luhmann 1997: 43)

Für manche Erwartungshaltung ist dieser Verweis auf die prinzipielle Vermitteltheit aller Erfahrung enttäuschend. Das Versprechen liegt darin, dass besseres Begreifen, also ein Begreifen um des Begreifens willen, unter Einklammerung⁷ jeder Frage nach dem Nutzen, ein Zugewinn an Freiheit schafft.

Wer ein philosophisches Problem wälzt, hat damit und dadurch noch kein einziges lebensweltliches Problem gelöst. Das klingt banal und ist banal, ändert aber erstens nichts an der Sache und ändert zweitens nichts daran, dass das Philosophieren damit und deshalb landläufig in Ungnade fällt. Schließlich hat jede*r von uns, und erst recht haben wir alle zusammen genügend lebensweltliche Probleme, die es zu lösen gilt – was denn da das Philosophieren solle, wenn es zur Lösung solcher Probleme gar nicht taugt!? Hans Blumenberg (1920-1996) hat die Geschichte dieser Vorbehalte gegen die Philosophie, die so alt sind wie die Philosophie selbst, unter dem sprechenden Titel *Das Lachen der Thrakerin* erzählt (Blumenberg 1987). Schon Thales wurde von einer Magd verlacht, weil er Probleme am Himmel wälzte, dabei aber in den Brunnen fiel. Freilich erzählt Blumenberg mit, dass zur »Urgeschichte der Theorie«, so der Untertitel, auch gehört, dass der Boden, auf dem die so Lachenden stehen, wackelig ist. In Zeiten von Bologna, in denen noch jede universitäre Textlektüre ihren Beitrag zur Berufsbefähigung nachweisen muss, und insbesondere in Kontexten der Sportwissenschaft, die sich allzu gerne umstandslos in den Dienst des Sports stellt, wird entsprechend häufig, offen und klammheimlich, über das Wälzen philosophischer Probleme gelacht, oft in der Variante des ehrfürchtigen Schweigens.

Man kann diese alltägliche Selbstverständlichkeit, dass das Wälzen philosophischer Probleme keinen direkten Nutzen abwirft, auch als philosophische Einsicht formulieren. Sie lautet dann populär formuliert: Das Leben will gelebt werden; es will nicht ordentlich vor-bedacht werden, um dann solches Bedenken lediglich in

⁷ Im Sinne der Mathematik oder der phänomenologischen Epoché.

vorberechneten leblosen Verhaltungen umzusetzen. ›Leben ist das, was passiert, wenn man gerade andere Pläne verfolgt‹ – so wird es John Lennon zugeschrieben. Dieselbe Einsicht in philosophisch-terminologischer Formulierung: Das Leben ist »unergründlich« – es kann auf das Geben und Umsetzen von guten und schlechten Gründen nicht *reduziert* werden. Gerade dann aber spitzt sich die Frage zu: Was soll das dann, philosophische Probleme zu wälzen?

Selbst zahllose Philosophen (hier betont ohne *innen) habe jene Selbstverständlichkeit, dass Philosophieren keinen direkten Nutzen abwirft, nicht philosophisch formuliert, geschweige philosophisch eingesehen, geschweige akzeptiert. Man kann daher gar nicht genügend oft an eine alte Meta-Erkenntnis von Karl Marx (1818-1883) gegenüber der Ignoranz gegenüber jener Selbstverständlichkeit erinnern:

»Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kömmt drauf an, sie zu *verändern*.« (Marx 1845: These 11, S. 7; auch zu finden in: Humboldt Universität zu Berlin, Hauptgebäude, Foyer, Unter den Linden 6)

Aber dann doch erst recht: Was soll das dann, philosophische Probleme zu wälzen? Warum folgt aus guten philosophischen Gründen aus dieser unhintergehbaren Einsicht gerade *nicht*: Verändern *statt* Interpretieren?

Aus jener Selbstverständlichkeit, die in Marxens 11. These lediglich bekräftigt und gegen alle alteuropäischen Philosophen als unhintergehbare Einsicht ins Feld geführt wird, folgt keine Umkehrung – verändern *statt* interpretieren –, sondern alleine eine Absage an alle Philosophie, die dem individuellen und gesellschaftlichen Lebensvollzug etwas vor-schreiben will:

»Indessen ist das gerade wieder der Vorzug der neuen Richtung, daß wir nicht dogmatisch die Welt anticipiren, sondern erst aus der Kritik der alten Welt die neue finden wollen. Bisher hatten die Philosophen die Auflösung aller Räthsel in ihrem Pulte liegen und die dumme exoterische Welt hatte nur das Maul aufzusperren, damit ihr die gebratenen Tauben der absoluten Wissenschaft in den Mund flogen. Die Philosophie hat sich verweltlicht und der schlagendste Beweis dafür ist, daß das philosophische Bewußtsein selbst in die Qual des Kampfes nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich hineingezogen ist. Ist die Construction der Zukunft und das fertig werden für alle Zeiten nicht unsere Sache; so ist desto gewisser, was wir gegenwärtig zu vollbringen haben, ich meine die rücksichtslose Kritik alles Bestehenden, rücksichtslos sowohl in dem Sinne, daß die Kritik sich nicht vor ihren Resultaten fürchtet und eben so wenig vor dem Konflikte mit den vorhandenen Mächten.« (Marx 1843: 486f. [MEW 1: 344])

Philosophie ist als vor-schreibende verachtens- und verlachenswert. Sie ist daher als »Mutter« der Wissenschaften außer Kraft zu setzen. Philosophie ist vielmehr rück-bezüglich (»reflexiv«): »Das Nachdenken über die Formen des menschlichen Lebens, also auch ihre wissenschaftliche Analyse, schlägt überhaupt einen der wirklichen Entwicklung entgegengesetzten Weg ein. Es beginnt post festum und daher mit den fertigen Resultaten des Entwicklungsprocesses.« (Marx 1872: 106 [=MEW 23: 89])